

„Was um alles in der Welt tue ich hier eigentlich?“

Der Mann geht den steilen, heißen Weg bergauf, manchmal mehr stolpernd über die flachen, losen Steine, die unter den Sandalen wegrutschen, aber immer eilig. Hinter ihm, durch eine Kordel mit seinem Handgelenk verbunden, trappelt ein Esel wegsuchend. Auf dem Esel – weit mehr schwankend als es nur durch die Bewegungen des Tiers verursacht wird – eine Frau, eingehüllt in Tücher, die gerade mal einen Schlitz zum Sehen freilassen. Manchmal ahnt man um die Augen herum den Ausdruck von Schmerz, meist aber einen gleichgültigen, wie abwesenden Blick, der nur dann und wann in einen Bausch des Tuches huscht, in dem sie etwas mit beiden Armen hält. Dann aber hellt sich der Blick auf und ein Strahlen bricht durch den Sehschlitz hervor.

„Was um alles in der Welt tue ich hier eigentlich?“, denkt der Mann immer wieder und ganz unterschiedliche Gefühle zerren an ihm.

„Schlampe habe ich sie geheißt, ‚Du Schlampe‘, als das mit dem Kind rauskam. ‚Seit Monaten hältst du mich hin – und jetzt das! Ein Kind von einem anderen!‘ Sie hat zur Seite geblickt, konnte mir nicht in die Augen sehen. Hatte sie Angst vor mir oder war es das Gefühl von Schande, die sie über uns alle und unsere Familien brachte?“ Wenn er daran zurückdachte, fragte er sich umso mehr, warum er sie jetzt auf einem Esel hinter sich herzerzte – sollen sie sie doch erwischen mitsamt ihrer Brut! Was geht das eigentlich ihn an! Er hätte sie damals davon jagen sollen – sie hatte ja Eltern, die sich um sie kümmern können, falls sie so eine Tochter noch gewollt hätten! Aber selbst seine Eltern haben ihm nicht geglaubt: ‚Jetzt seid ihr so lange versprochen, habt euch immer wieder gesehen, sie war bei uns eingeladen und du bei ihrer Familie – bist du denn wirklich sicher, dass das Kind nicht von dir ist?‘ Das muss man sich von den eigenen Eltern sagen lassen! Als junger, aber erwachsener Mann, der eine eigene Werkstatt hat und ein Haus gebaut hat für eine Familie – und was für eine Familie!“

„Lass uns warten bis nach der Hochzeit“, hatte sie immer zu ihm gesagt und ihm dabei das Gefühl gegeben, sie sehne sich auch danach, endlich ganz und gar seine Frau zu werden. „Viele warten nicht“, hatte er ihr gesagt und er dachte an Freunde, die auch nicht gewartet hatten. Von denen wusste er, dass sie ein Küken mitnahmen, wenn sie sich als frisch vermähltes Paar zur Hochzeitsnacht zurückzogen. Es gab noch viele Familie, die am nächsten Morgen dann das Laken kontrollierten und zumindest der Form nach beruhigt waren, wenn sie dort Blutflecke fanden. Manchmal – und bei dem Gedanken musste er unwillkürlich grinsen – geschah das aber auch zum Schutz des Mannes, der vor Freude und Vorfreude dem Wein zu sehr zugesprochen hatte.

Er strauchelte, musste sich an einem Felsen am Wegrand halten, wäre fast gestürzt. Er hielt kurz an. Wenn er in Wut war, ging er schneller, und er kam auf diesem Weg oft in Wut. Er sah zum Esel zurück, ja, er dachte bei sich: „Ich sehe mal nach dem Esel!“ So sehr war er noch in seine Gedanken verstrickt, in einen Mischmasch aus Wut und Enttäuschung, gekränktem Stolz und – trotz alledem - Liebe. Ihre Augen hinter dem Sehschlitz fingen seine Blicke ein, ihre rehbraunen Augen, in denen er versinken konnte. Länger als er es eigentlich wollte, genoss er Ruhe und Sanftheit, Zuwendung und ein besonderes Strahlen – all das, was ihn immer in diese Augen gezogen hatte. Als er sich abwandte, war dies Ausdruck von Gedankensprüngen, die

ihn aus dem Bann losrissen: „Ich wollte nach dem Esel schauen.“ – „Was für ein Esel ich doch bin!“

Abrupt wandte er sich wieder dem Anstieg zu. Als wäre das nicht genug gewesen, da kommt auch noch dieses neue Gesetz von einem Kaiser, den er, Josef, noch nie gesehen hat und der die Geschicke bestimmt in einem Land, das er, der Kaiser, noch nie gesehen hat: Alle sollen in ihren Geburtsort und sich dort in Einwohnerlisten eintragen lassen. Mit ihren Frauen und Kindern. Und als er gefragt hat, was denn mit Verlobten sei, sagten sie ihm: „Auch mit den Verlobten“ – und fügten mit hämischen Grinsen hinzu: „... und ihren Kindern.“ Alle um ihn herum lachten.

Als er ihr das erzählte und ihr vorhielt, sie mache ihn zum Gespött aller, sah sie ihm in die Augen und erinnerte ihn daran, was mit Elisabeth geschah war und dass Zacharias durch seine Zweifel stumm geworden war. „Du hättest ihnen antworten sollen“, meinte Maria, „dass ihr Lachen vergeht wie ein Windstoß, aber von diesem Kind wird man noch in hundert Jahren reden.“ Als sie begütigend nach seinem Arm fassen wollte, wischte er ihre Hand weg. Wie gerne hätte er ihre Überzeugung gehabt. „Du bist mein Mann und dieses Kind ist von keinem anderen Mann.“ Immer wieder hatte sie das gesagt. Aber welcher Mann glaubt so etwas schon? Er wünschte sich, es gäbe eine Möglichkeit, den Vater herauszufinden – vielleicht durch einen kleinen Stich und dann das Blut vergleichen nach seiner Farbe oder sonst was.

Sein Freund sagte: „Die nutzt dich nur aus!“ Vielleicht hatte er ja Recht. Immerhin hatte er gebuckelt, um in den letzten Wochen das Haus fertig zu bekommen. Und daneben war die Schreinerei. Seine Kunden waren immer zufrieden mit ihm. Darauf war er stolz. Überhaupt war er stolz, ein Zimmermann und Schreiner zu sein. Nicht jeder konnte mit Holz so umgehen wie er. Wenn er einen Balken einsetzte, lag er ganz gerade auf den Mauern. Wenn er einen Tisch baute, wackelte keines der Beine, und er hielt viele Jahre. Er wusste mit seinem Werkzeug umzugehen – mit Sägen und Hobeln, mit Winkeln und Schmiegen, mit Keilen und Hämmern. Er hielt sein Werkzeug in Ordnung, er hielt seine Werkstatt in Ordnung. Alles hatte seinen Platz und „blind“ konnte er zugreifen – er hatte das richtige in seiner Hand.

Und ausgerechnet in sein Leben kam so eine Unordnung. „Ha, so ein Irrsinn!“, brach es aus ihm heraus. Erschreckt sah die Frau auf dem Esel zu ihm. Früher hatte ihm sein Vater oft erklärt: „Wenn du eines Tages ein eigenes Haus hast, musst du es führen wie deine Werkstatt – manchmal hilft nur ausmisten wie einen Stall und hinaus mit allem, was deine nächste Arbeit behindert!“ Als kleiner Junge war er mit großen Augen vor dem kräftigen Mann gestanden und jedes Wort erschien ihm wie eine besondere Weisheit. Jahre später belächelte er den Mann, der immer noch solche Sätze aussprach, ohne zu merken, wie oft sein eigenes Leben dazu in Widerspruch stand – aufrecht hantierte er in der Werkstatt mit Balken und Planken, aber kaum trat er über die Schwelle des Wohnhauses, ging er gebückt.

„Alles hat seinen Preis“, sagte sein Vater und: „Gerechter Lohn für gute Arbeit.“ Und sein Freund: „Die nutzt dich aus, die will sich ins gemachte Nest setzen, die bringt ein Kuckucksei mit.“ Er bot ihr ein Zuhause, er bot ihr eine Familie, er bot ihr ein sicheres Leben, er bot ihr Achtung und Liebe – und was war sein Lohn, mit welcher Münze zahlte sie es ihm? Wenn er den gerechten Lohn für all die Mühe und vor allem für all diese schmerzenden Gefühle bekommen sollte, dann müsste dieses Kind ein wahres Wunder werden: brav und folgsam, dem Vater ein guter Lehrling, der Mutter

ein starker Sohn, der Werkstatt ein guter Zimmermann und rührend besorgt um die Eltern bis an deren Lebensende. Ein Quell der Freude, ein Quell des Stolzes: „Seht, das ist mein Sohn, einen besseren hätte ich nicht finden können!“

Ja, wenn das die Zukunft wäre, hätte er ihr sogar DIESES Kind verziehen. Aber es sah nicht danach aus. Seit sie ihm gesagt hatte „Ich bin schwanger“ nahm das Unglück kein Ende mehr. Wenn das so weiterging ... ! Vielleicht würde es so ein Kind, das die Eltern schon in frühen Jahren suchen mussten, weil es lieber mit irgendwelchen Typen diskutierte als in der Werkstatt zupackte – solche gab es! Und es wurden auch Kinder geboren, die ein Leben lang ohne Verstand wirres Zeug redeten und auf die man mit dem Finger zeigte – und auf die Eltern! Und manche Kinder beschämten ihre ganze Familie und wiesen sie in aller Öffentlichkeit zurück: „Nein, zu Leuten wie euch will ich nicht gehören – ihr seid nicht mehr meine Familie!“ Dieses Unglück konnte noch viele Jahre weitergehen!

Sie waren aufgebrochen, um dem Gesetz Folge zu leisten. Tagelang waren sie unterwegs, wie viele andere auch. Wahre Menschenströme waren unterwegs, einem unsinnigen Gesetz dieses fernen Kaisers zu folgen. Wären seine Handlanger ebenso ferne gewesen: keiner hätte sich aufgemacht! Und dann kam dieser unselige Abend. Plötzlich sagte die Frau: „Ich glaube, es ist so weit.“ Diese Augen sahen ihn ängstlich an und doch voller Zuversicht. Ähnlich hatte ihn sein Vater auf dem Sterbebett angesehen: Ängstlich und voller Zuversicht. Zuversicht, weil Zuversicht das einzige war, was die nächsten Stunden erträglich werden ließ. Ängstlich, weil da etwas bevorstand, was die Kraft eines Menschen eigentlich überstieg. Es war unausweichlich. Und es hatte begonnen.

Frauen spüren, wann die Geburt beginnt – für einen Mann kommt es überraschend, auch wenn er genau weiß, an welchen Tagen es wohl geschehen wird. Ihm war in diesem Moment, als würde ihm der Boden unter den Füßen weggezogen. Ein Stoßgebet: „Nicht jetzt, nicht hier!“ Wo waren die Frauen der Nachbarschaft, die selbst schon geboren hatten und wussten, worauf man achten muss? Wo waren die Mütter, die in aller Eile alles richteten, was die Gebärende brauchen würde, und die dann die Männer hinausshickten? Die Männer: Sie saßen draußen, redeten miteinander, rätselten, ob es Junge oder Mädchen sein würde, und versuchten, den Vater abzulenken. Und Ablenkung war notwendig. So eine Geburt schien den Frauen selbstverständlich, aber für den Mann war sie etwas Schreckliches: das Blut, die Schreie, das Stöhnen – gebären war wie Krieg, wie der Weg in ein Schlachtfeld, bei dem keiner wusste, was am Ende sein würde. Die Frau konnte sterben, das Kind konnte sterben – und oft genug starben beide.

Er hasste sich für den Gedanken, der in ihm aufzuckte: Alle Probleme wären gelöst, wenn beide stürben. Vielleicht hatte das einer der Nachbarn gemeint, als er vielsagend nachfragte: „Was, sie wird unterwegs gebären? Da kann aber viel passieren ... !“ Aber so einer war er nicht. Er hätte vielleicht den Stall ausmisten und sie davonjagen sollen – aber jetzt war er so weit mit ihr gegangen. Er hatte nie den Mut gehabt, sie auf den Platz zu führen und ihre Schande öffentlich zu machen und einen Stein zu nehmen und zu werfen – er hätte ihr nie weh tun können, er hätte nicht mit ansehen können, wie aus ihrem Gewand Blut fließt, wie diese wunderbar rehbraunen Augen stumpf werden. Wenn das Feigheit war, war er ein Feigling. „Ich bin ein Feigling“, sagte er zu sich und spürte noch das Zittern, als sie sagte: „Ich glaube, es ist so weit.“

Sie waren schon in Bethlehem und er zog den Esel zur nächstbesten Herberge. Aber schon bei seinem Eintreten, winkte der Wirt mit erhobenem Zeigefinger ab: „Nichts zu machen – alles voll.“ „Aber meine Frau ist schwanger und wird in dieser Nacht gebären“, versuchte er es. „Dann würde ich sowieso andere Gäste vorziehen“, meinte der Wirt, „dein Weib blutet das Bett voll und schreit die ganze Nacht durch – und wer weiß, ob wir nicht mitten in der Nacht den Leichengräber holen müssen: Nicht bei mir!“ Und damit schob er ihn einfach zur Türe hinaus.

„Nicht einmal das bekomme ich hin“, sagte er zu sich, als er suchend durch den Ort irrte, den Esel hinter sich und das gelegentliche Stöhnen im Ohr. Panik stieg in ihm auf, mit jedem Stöhnen ein bisschen mehr und zuletzt ganz regelmäßig.

Überall dasselbe: übervolle Herbergen und schweißüberströmte Wirte, die das Geschäft ihres Lebens machten. Und keinesfalls ein gebärendes Weib im Haus haben wollten. Manche schmissen ihn derb hinaus und wenn er dann draußen vor sie hintrat und mit den Schultern zuckte, sank sie ein wenig in sich zusammen. Er spürte darin eine Enttäuschung, die er sehr persönlich nahm. Manche blieben freundlich und wiesen ihm trotzdem die Tür.

Sie waren schon am andern Ende des Orts angelangt bei der letzten Herberge. Als er eintrat, sah er den Wirt, der ein kleines Kind hochhob, küsste und herzte, es dann lachend einer Frau in die Arme legte und sie sanft an der Wange streichelte. In diesem Moment wusste er: „Du musst die Wirtin fragen, nicht den Wirt!“ Und er lief der Frau hinterher und sprach sie an: „Frau Wirtin“, begann er und erzählte in zwei Sätzen, wie es um seine Frau stand. Und die Wirtin verstand ihn. Sie drückte das Kleine einem Mädchen, das vielleicht eine Tochter war, in den Arm, ging zu ihrem Mann, tuschelte mit ihm. Die Gesten des Wirts kannte er – von den andern. Aber die Gesten der Frau waren ebenso deutlich: Ein „Nein“ ist keine Antwort! „Idiot“, hieß er sich in Gedanken, „du hättest gleich eine Frau fragen müssen!“

Als er diesmal nach draußen trat, nickte er ihr zu und in ihren Augen – diesen Augen! – flackerte ein Licht auf, das ihm sagte: „Das ist der Mann, den ich kenne – das ist mein Mann!“ Er trat auf sie zu: „Es ist nur ein Stall, aber wir haben eine Unterkunft.“ Sie berührte ihn leicht an der Schulter und der Blick und diese Berührung machten ihn stolz. Aber er sagte nichts davon, dass er erst jetzt, bei der letzten Herberge, auf die Idee gekommen war, die Wirtsfrau zu fragen. Er schämte sich, nicht früher darauf gekommen zu sein. Und er genoss, wie ihn seine Frau ansah.

„Seine Frau!“ Es ging bergab. Er wusste noch genau, wie es ihn berührt hatte, dass sie stolz auf ihn war. Wenn sie ihn ansah, schmolz er dahin und das machte ihn später umso wütender auf sie. „Seine Frau!“ Sie konnte ihn um den Finger wickeln. War er ein Idiot? War er ein Feigling? War er ein Versager? Sie stellte ihn in Frage.

Ein Knabe führte sie mit einer Laterne zu dem kleinen Stall, in dem nur ein Ochs und ein Esel standen. „Da kann sie schreien, wenn es so weit ist“, hatte die Wirtin gesagt. Der Stall stand weit genug außerhalb des Ortes, keiner der Gäste würde sich gestört fühlen.

Er hatte dem Ochs und dem Esel das saubere Stroh weggenommen, seinen Mantel darauf geworfen und da lag sie nun. „Ich glaube“, meinte sie und drückte

dabei seine Hand mit einer Kraft, die er ihr nie zugetraut hätte, „du solltest versuchen, etwas Wasser und ein paar Tücher zu bekommen.“ Dann wurde der Druck noch stärker und sie krümmte sich. Sein Vater hatte ihm immer erklärt, dass der Mann jedes Leid von seiner Frau abhalten müsse. Und nun stand er da und konnte nichts tun. Sie krümmte sich vor Schmerz. Sie wusste nicht, dass sein Schmerz ganz anders war.

Er wollte gerade in die Nacht hinaus, als die Türe aufging und der Knabe dastand: „Meine Mutter schickt mich – ich soll euch diesen Eimer mit Wasser und diese Tücher bringen.“ Er stellte alles ab und warf einen Blick auf die Frau und so, wie sich in diesem Blick Neugier, Unverständnis und Entsetzen mischten, würde er wohl sein Leben lang nicht vergessen, was er in dieser Nacht gesehen hatte.

Kaum war er weg, ging das Schreien los. Er hatte es einige Male gehört – dumpfe Erinnerung aus Kindertagen, aufgefrischt durch Geburten in der Nachbarschaft. Und sie lag da, wie eine Frau sich niemals einem Mann zeigen durfte. Und er kniete neben ihr, hielt ihre Hand, redete ihr zu – er wusste nicht mehr, was für einen Unsinn über seine Lippen gekommen war. Immer wieder dachte er: „Was tue ich hier eigentlich?“ Sein Platz war irgendwo draußen bei den Männern – neben ihr sollten eigentlich Frauen knien, sollten ihr die Hand halten, den Schweiß abwischen, den Bauch betasten. „Spürst du schon was?“, fragte sie ihn und meinte damit, dass er auch noch an ganz anderen Stellen tasten solle.

Und dann spürte er tatsächlich etwas, als er schon nach kurzer Berührung „dort“ mit zurückzuckenden Fingern sein „Nein“ sagen wollte. Diesmal spürte er etwas – aber seine Verwunderung ging in einem weiteren Schrei unter. Und dann tauchte ein zerknittertes, kleines Gesicht auf und während sie sich an ihn klammerte und ihn fast umriss, folgte dem Gesichtchen ein kleiner Körper. Er konnte den Blick nicht abwenden und wusste nicht genau, wie er das heißen sollte, was in ihm vorging. Seine Hand tastete zu dem kleinen Gesicht und als er es berührte, ging ein Zucken durch den kleinen Körper mit den wackeligen Händchen, der Mund öffnete sich und ein helles Schreien ertönte im Stall. Da begriff er, dass es geschafft war. Und er sah, dass es ein Junge war.

Auch das würde er nie vergessen: Wie sich das kleine Ding glitschig und blutig in seinen Händen anfühlte, als er es zwischen ihren Schenkeln anhub und wie ledrig sich diese Schnur über seinen Unterarm schob, als er es der Mutter auf den Bauch legte. Und wie sie strahlte. „Du musst die Schnur durchschneiden“, flüsterte die Mutter. Ihm war ganz schwindlig, als er nach seinem Messer griff und einfach tat, was sie ihm sagte. Und erst dann begann er zu zittern, so sehr, dass das Messer zu Boden fiel. Sie sah ihn an und sah, wie bleich er war und ihre Hand versuchte, seine Hand zu halten.

„Ich danke Gott für diesen tapferen Mann an meiner Seite“, flüsterte sie immer wieder. Er hörte diesen Satz auch noch, als er später vor dem Stall im Gras saß. Das Kind lag zwischen den vollen Brüsten seiner Mutter und beide schlummerten, während er nicht schlafen konnte, nicht nach dieser Nacht, nicht nach all dem, was er noch mit zitternden Händen getan hatte.

Bald würden sie die Grenze erreicht haben, dann konnte er langsamer gehen. Dann waren sie in Sicherheit. Das würden sie heute noch schaffen. Und diesmal würden

sie in einer Herberge Platz finden – eine kleine Familie, die sogar für Lager und Speisen bezahlen konnte. Irgendwie war das schon verrückt.

Er hatte im Nachthimmel die Sterne betrachtet, um sein aufgewühltes Herz zu beruhigen. Er hatte immer gelacht über einen Freund, der jeden Abend zu den Sternen aufsaß und darin zu erkennen glaubte, ob der nächste Tag ein guter oder ein schlechter würde. An ihn musste er denken, als er diesen komischen Stern wieder sah, der seit Tagen besonders hell am Nachthimmel stand.

Ohne diesen Stern wären sie jetzt nicht hier. Immer wieder hatte sie auf ihn eingeredet: „Diese Männer hat uns Gott geschickt – sie sollen uns warnen. Wir müssen weg, weit weg, damit unserem Kind nichts passiert!“ Es war sein Kind. Nach dieser Nacht war es sein Kind. Der König wolle alle Neugeborenen töten. Das zumindest hatten drei ...

Der Esel ging neben ihm und er spürte seit langem wieder einmal ihre Hand auf seiner Schulter. Ging es noch bergab oder waren sie schon in der Ebene angelangt, wo die Grenze war? Er neigte kurz sein Gesicht der Hand entgegen, die seine Wange suchte.

So ganz begriffen hatte er nicht, was das für drei Männer waren. Auf jeden Fall standen sie plötzlich im Stall. Fremdartig, aber gut gekleidet, auch gut ausgerüstet für eine weite Reise. Ein anderer, der immer hinter ihnen blieb, sagte alles, was sie in einer fremden Sprache von sich gaben. Sterndeuter oder Wahrsager mussten es sein, vielleicht sogar so etwas wie Könige, denn sie brachten Sachen mit, die nur besonders reiche Männer verschenken konnten. Der Stern habe sie geführt. Zu einem König. Sie fragten nach der Herkunft und den Vorfahren. Und dann knieten sie nieder vor dem kleinen Kind. „Das ist unser Jesus“, hatte er ihnen gesagt. „Unser“ war ihm dabei ganz leicht über die Lippen gegangen.

Und die Drei hatten sie angefleht und zu diesem überstürzten Aufbruch gedrängt. Sie hatten die Grenze erreicht. Hier regierte ein anderer König. Seine Hand tastete nach der Frau auf dem Esel. Er spürte ihren Schenkel unter dem Stoff. Dann lag ihre Hand warm und ruhig auf seiner.

„Wir haben es geschafft“, hörte er sich sagen.